

Aus erster Hand – Gehörlose, Gebärdensprache und Gehörlosenpädagogik in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert [Rebecca Hesse, Alan Canonica, Mirjam Janett, Martin Lengwiler]

Autor(en): **Tremp, Urs**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **91 (2020)**

Heft 12: **Corona : wie die Institutionen mit der Pandemie umgehen**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Historikerteam erforschte die Geschichte der Taubstummenschulen

Lautsprache versus Gebärdensprache

Gehörlose Kinder sollen auch zur Schule gehen können. So entstand im 19. Jahrhundert die Gehörlosenpädagogik. Zentrale Frage: Lautsprache oder Gebärdensprache?

Von Urs Tremp

Noch bis weit ins 20. Jahrhundert galten gehörlose Menschen als nur bedingt bildungsfähig. Um sie doch zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen, wurden sie in speziellen Schulen unterrichtet – in den Gehörlosenschulen. Diese waren im Lauf des 19. Jahrhunderts aus den Taubstummenanstalten hervorgegangen, in denen man die Gehörlosen zuvor mehr verwahrt als betreut oder gar gefördert hatte. Gehörlose galten als «behindert».

Was aber machte man in den Gehörlosenschulen, nachdem sich die Ansicht durchgesetzt hatte, dass auch gehörlose Kinder grundsätzlich bildungsfähig sind? Welche pädagogischen Ziele verfolgte man? Welche Lehrpläne gab es?

Eine Gruppe von Historikerinnen und Historikern hat sich in einem mehrjährigen Forschungsprojekt mit der Gehörlosenpädagogik in der Schweiz in den vergangenen zwei Jahrhunderten beschäftigt. Die Ergebnisse dieser Forschung sind nun als Buch erschienen. Sie beleuchten verschiedene Aspekte und Rahmenbedingungen für die Gehörlosenpädagogik – neben fachlich pädagogischen auch medizinische, medizintechnische, versicherungstechnische, gesellschaftliche. Daneben werden in dem Buch Gehörlosenschulen vorgestellt, das Alltagsleben in ihnen beschrieben, und es kommen Menschen zu Wort, die eine Gehörlosenschule durchlaufen haben.

Gebärdensprache als Subversivsprache

Eine der Fragen, die in der Gehörlosenpädagogik in den vergangenen 200 Jahren zentral diskutiert wurde: Wie sollen gehörlose («taubstumme») Menschen mit ihrer Umwelt kommunizieren? Die Gebärdensprache war zwar seit dem 18. Jahrhundert verbreitet. Doch für die Hörenden und damit für die gesellschaftliche Mehrheit galt sie nicht als Sprache. Ausser den Gehörlosen selbst verstand sie niemand. So begannen die Erzieher in den Taubstummenanstalten und -schulen, den Kindern sprachliche Fähigkeiten beizubringen. Gehörlose sollten sprechen lernen, ohne selbst zu hören, wie und was sie sprachen. Die Gebärdensprache wurde zur subversiven Sprache der Gehörlosen untereinander, in den Schulen aber lernten sie die Lautsprache der sogenannten «Oralisten». Diese Gehörlosen-Lautsprache setzte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts durch – mit dem Argument, dass bildungs- und gesellschaftsfähig nur ist, wer die



Gehörlose Kinder beim «Lautieren» (Taubstummenschule Turbenthal, 1913): Nur gesprochene Sprache ist Sprache.

Lautsprache beherrscht. Zwar gab es bereits im 19. Jahrhundert Pädagogen, die in der Gebärdensprache eine eigene und sinnvolle Sprache sahen. Aber in der Schweiz blieben sie eine Minderheit. Die Gebärdensprache verschwand aus dem offiziellen Lehrplan der Taubstummen-

schulen.

Immerhin: Ganz ausgestorben ist sie nie. Viele gehörlose Menschen kommunizierten untereinander in der Gebärdensprache – in den Sport- und in anderen Vereinen der Gehörlosen. Und die Kinder lernten in der Schulstube zwar das «Lautieren», auf den Pausenplätzen und in der Freizeit aber

kommunizierten sie mit Gebärden.

Erst im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts fand die zuvor subversive Gebärdensprache in der Gehörlosenpädagogik (wieder) Eingang. Nun stand sie gleichberechtigt neben der Lautsprache. Heute hat sich in der Schweiz die Gebärdensprache derart durchgesetzt, dass es Bestrebungen gibt, sie als fünfte Landessprache zu etablieren.

Allerdings schlägt das Pendel auch wieder zurück – nicht aus pädagogischen Gründen. Inzwischen sind die neuen digitalen Hörgeräte (Cochlea-Implantate) derart leistungsstark, dass sie auch stark hörbeeinträchtigte Menschen hörend macht. Das heisst, dass sie dank der Technik lautsprachlich kommunizieren können. ●

In der Schule lernten sie die Lautsprache. In der Freizeit benutzten sie die Gebärdensprache.

Rebecca Hesse, Alan Canonica, Mirjam Janett, Martin Lengwiler, Florian Rudin, «Aus erster Hand – Gehörlose, Gebärdensprache und Gehörlosenpädagogik in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert», Chronos Verlag, 300 Seiten, 32 Franken.